

„Richtet nicht“

Kanzelrede am 4. Sonntag nach Trinitatis, 23. Juni 2024

Peter Oestmann

Alttestamentliche Lesung: 1. Samuel 24, 1-20

Evangelium: Lukas 6, 36-42

Gnade sei mit Euch und Friede von Gott, unserem Vater, und von dem Herrn Jesus Christus, Amen!

Liebe Gemeinde,

die Trinitatiszeit plätschert so vor sich hin. Große Ereignisse im Kirchenjahr gibt es nicht zu vermelden. Da ist es gut, wenn der vorgeschlagene Predigttext eine spannende Geschichte ins Gedächtnis ruft. Die alttestamentliche Lesung von David und Saul hat das Zeug zur Weltliteratur. Kein Wunder, dass Bertolt Brecht auf die Frage nach seinem Lieblingsbuch geantwortet haben soll: „Sie werden lachen: die Bibel.“ Ich bin kein Theologe, sondern Jurist und Rechtshistoriker, und deswegen halte ich auch eine Kanzelrede und keine Predigt. Die Mischung von Religion und Recht, Gnade und Gericht ist aber ein Thema, über das ich sehr gern nachgedacht habe.

Die Geschichte beginnt drastisch, lebensnäher geht es kaum. Der israelische König Saul muss auf die Toilette. Natürlich gab es in einer Oase noch keine Toiletten, und daher sagten die Israeliten ganz vornehm, der König müsse seine Füße bedecken. Dabei will Saul verständlicherweise keine Zuschauer haben und geht in eine Höhle, abseits seiner 3.000 Krieger. Das ist aber nicht irgendeine Höhle, sondern ein Bereich der Steinbockfelsen von En-Gedi. Genau dort hat sich David auf der Flucht vor Saul versteckt, angeblich mit 400 Getreuen. Wir befinden uns also in einer unruhigen Zeit. Kampf und Verfolgung bilden den Rahmen der Geschichte. Die damaligen Hörer oder Leser wussten das. Saul allerdings weiß nicht,

dass sich David genau in dieser Höhle befindet. Jetzt ist der König plötzlich, ohne es zu wissen, wehrlos. Davids Männer frohlocken. „Dies ist der Tag, von dem der Herr gesagt hat“, sprechen sie. Unwillkürlich denkt man an den Satz: „Dies ist der Tag, den der Herr gemacht hat. Lasset und freuen und fröhlich sein“. Davids Männer haben aber einen anderen Spruch auf Lager. Angeblich sagt der Herr ganz anders zu ihnen: „Ich will deinen Feind in deine Hand geben, damit du mit ihm tun kannst, was dir gefällt“. Das ist ganz unverhohlen die Aufforderung zum Mord. David soll die günstige Gelegenheit ergreifen und Saul töten. Tatsächlich: David nimmt sein Schwert und schleicht sich an. Aber er krümmt Saul kein Haar. Lediglich einen Zipfel des Gewandes schneidet er ab, doch es schlägt ihm das Herz.

David erkennt an, dass Gottes Segen auf Saul ruht, selbst wenn dieser ihn verfolgt. Er lässt ihn unbehelligt. Das ist der erste Teil der Geschichte. Rechtshistorisch denke ich bei dem Zipfel des Gewandes an ein Leibzeichen. Ein Stück Kleidung oder ein Körperteil stand früher für den gesamten Menschen. Im Mittelalter konnte man sogar ein Gerichtsverfahren beginnen, wenn man eine Hand oder ein Kleidungsstück eines Toten vor Gericht brachte. Die Klage mit dem toten Mann nannte man dies. Im Friedensaal im Rathaus hier in Münster können Sie solch eine Hand bestaunen. Saul aber ist lebendig. Das Stückchen Stoff zeigt jedermann, dass der König sich in Davids Gewalt befunden hat. David selbst ist aufgeregt. Er hat die Möglichkeit, seinen Gegner zu töten, aber er verzichtet auf Gewalt. Saul erscheint ihm als Gesalbter des Herrn, und da müssen die Waffen schweigen. Gott selbst taucht in der Geschichte wie so oft nicht auf. Die Menschen reden allerdings von ihm. Davids Anhänger sehen es als göttliches Zeichen, dass ihr Anführer die Möglichkeit erhält, Saul zu töten. David dagegen beruft sich ebenfalls auf Gott und erkennt Saul als den Gesalbten des Herrn an. Er verbietet seinen Leuten, sich an Saul zu vergreifen. Damit rückt er die Gottesvorstellung seiner Anhänger zurecht. Gott will keine Gewalt, Gott will Gewaltverzicht. Ob die Mitstreiter das glauben, spielt keine Rolle, aber sie halten sich daran.

Der zweite Teil der Geschichte, vermutlich deutlich später entstanden, bringt ein Gespräch zwischen David und Saul vor der Höhle und deutet damit das Geschehen. Der Rockzipfel wird zum Zeichen, dass David nichts Böses will. Er verzichtet auf Rache, obwohl Saul ihn verfolgt. Deswegen sagt David von sich, er habe sich nicht versündigt. Zweimal heißt es, Gott, der Herr, sei der Richter zwischen dem alten König und seinem Nachfolger.

Der Herr verschafft Recht, er übt notfalls Rache. Daran erkennt Saul, dass David gerecht ist und Gutes tut. Jetzt soll nicht Vergeltung für das Böse, sondern Vergeltung für das Gute geübt werden. Saul selbst bittet um göttlichen Beistand für David und erkennt dessen späteres Königtum an.

Die lebenspralle Erzählung mündet in ein Nachdenken über Vergeltung, Recht und Gericht. Rache im Sinne von gewaltsamer Vergeltung an Saul ist für David leicht möglich, seine Anhänger erwarten dies geradezu. David aber hält sich zurück. Vielleicht ist es die Ehrfurcht vor Gottes Segen, der auf Saul ruht, vielleicht eine gefühlte Vater-Sohn-Verbindung. Vielleicht will David Saul sogar bloßstellen und zeigen, dass dieser sich verrannt hat wie auf der Suche nach Flöhen und Hunden. Im Ergebnis erbittet Saul Gottes Beistand für David. „Wo ist jemand, der seinen Feind findet und lässt ihn im guten seinen Weg gehen?“, fragt Saul sich selbst ganz erstaunt. Gewalt, so scheint es, ist eine sozial erwartete Normalität. Wird die Rachespirale durchbrochen, passiert etwas Außergewöhnliches. Es ist nicht die Rede davon, dass Gott selbst den Frieden schafft. Aber der Mensch, der die Kraft hat, Gutes zu tun, soll von Gott belohnt werden. In der Tat: David wird später selbst König, welch eine irdische Belohnung!

Eine ähnliche Situation wie zwischen David und Saul schildert das Schlusskapitel aus dem ersten Buch Mose. Auch dies ist ein Lesungstext für den heutigen Sonntag. Dort in der Erzählung von Josef und seinen Brüdern kommen ganz am Ende die Brüder nach Ägypten, fallen vor Josef auf die Knie und bitten im Namen ihres verstorbenen Vaters Jakob um Gnade. Und Josef sagt: „Fürchtet euch nicht! Stehe ich denn an Gottes Statt?“ Auch hier geht es um den Verzicht auf Rache, um Vergebung statt Gewalt. Das Gericht über die Sünde steht bei Gott, so jedenfalls erklärt Josef in der Geschichte seine Milde.

Und jetzt kommt die Wendung im Neuen Testament. Ganz ins Allgemeine nämlich weitet der Evangeliumstext dieselbe Botschaft aus. In der Feldpredigt aus dem Lukasevangelium heißt es: „Richtet nicht, so werdet ihr auch nicht gerichtet. Verdammt nicht, so werdet ihr nicht verdammt. Vergebt, so wird euch vergeben.“ In manchen Übersetzungen heißt es: „Urteilt nicht über andere, dann wird Gott euch auch nicht verurteilen.“ Was bei David ein Einzelfall ist und vielleicht in Ehrfurcht vor dem göttlichen Königsheil des Gesalbten geschieht, ist jetzt ins Allgemein-Menschliche ausgedehnt und damit zum Prinzip erhoben.

Der Kern der heutigen Geschichte ist nicht einfach zu fassen. Auf Gewalt zu verzichten, ist zumindest in der Moderne nicht schwer, sofern man sich nicht in einer akuten Notwehrsituation befindet. Vergebung klingt schon schwieriger, vielleicht fehlt einem dazu die Kraft, aber zumindest teilweise kann Versöhnung gelingen. „Wende Hass und Feindessinn auf den Weg des Friedens hin“, heißt es dem Lied von Hans von Lehndorff von 1968, das wir gerade gesungen haben.

Aber die pauschale Aufforderung „Richtet nicht, so werdet ihr auch nicht gerichtet“ weckt Widerspruch. Ist es nicht der tägliche Beruf vieler Juristen, gerade zu urteilen und zu richten? Kann es Gottes Willen sein, dass keine richterliche Tätigkeit mehr stattfindet? Zugleich erfreuen sich Richter eines besonders hohen Ansehens. Der Rechtsphilosoph Gustav Radbruch verglich Richter und Pastoren und sagte: „Wir verachten den Pfarrer, der gegen seine Überzeugung predigt, aber wir verehren den Richter, der sich durch sein widerstrebendes Rechtsgefühl in seiner Gesetzestreue nicht beirren lässt.“ Der Richter füllt also sogar dann noch eine positive Rolle aus, wenn er seine eigene Entscheidung innerlich ablehnt, sie aber für rechtlich geboten hält. Wie ist das mit der neutestamentlichen Zuspitzung unserer Bibeltexte zu vereinbaren?

In der Kirchengeschichte hat man versucht, die Aufforderung „Richtet nicht“ zu präzisieren. Würde es nicht reichen, wenn man sagt: „Richtet nicht falsch“ oder „Richtet nicht unrecht“? Das machte man im Mittelalter zur Moralkeule, um Richter zur ordnungsgemäßen Erfüllung ihres Amtes mit Angst vor Höllenstrafen zu disziplinieren. Es gibt ein lateinisches Gedicht aus dem 13. oder 14. Jahrhundert. Es heißt „Judicabit iudices iudex generalis“, frei übertragen etwa: „Der Weltenrichter wird die irdischen Richter richten.“ Diesen Merkspruch schrieb man an die Wände von Gerichtsstuben. Dazu gab es ganz drastische Bilder korrupter geistlicher Richter, die aus dem Hintern des Teufels direkt in einen riesigen Topf fallen und dort von Dämonen gekocht werden. Später ersetzte man diese teuflische Szene durch das große Weltgericht aus dem Matthäusevangeliums. Christus als Weltenrichter führt am Tage der allgemeinen Auferstehung die einen zum ewigen Leben, die anderen in die ewige Verdammnis. Der irdische Richter sollte sich gut überlegen, welches Schicksal ihm bevorstand, wenn er Unrecht tat. Darunter stand das Judicabit iudices-Gedicht.

Ich glaube, dass solche Einhegungen der Radikalität der Vergebung und des biblischen Verzichts auf das Gericht nicht gerecht werden. Vielleicht kann man die Geschichte in ihre beiden Forderungen zerlegen. Das erleichtert die Auslegung. Zum einen geht es um den Verzicht auf Gewalt und Rache, zum anderen um den Verzicht auf das Richten schlechthin.

Der Verzicht auf Gewalt und Rache erscheint in der David und Saul-Geschichte als Ausfluss des göttlichen Segens, jedenfalls in dem Dialog, den die Redakteure den beiden Feinden in den Mund legen. Diesen göttlichen Segen kann man nicht sehen, die Männer Davids etwa wussten nichts davon und rieten leichthin zum Mord. Als Nichttheologe und Jurist kann ich mir vorstellen, diese Forderung Davids auszuweiten. Niemand kann sicher sein, dass sein Gegenüber nicht von Gott gesegnet ist, vielleicht ist sogar jeder gesegnet. Wer weiß, vielleicht ist dies die Gottesebenbildlichkeit des Menschen. Die Menschenrechtsdiskussion hat diese Gottesebenbildlichkeit im Zeichen der Säkularisierung als Menschenwürde gedeutet. Der Respekt vor der Würde des anderen kann zum friedlichen Umgang miteinander führen. Das ist weit mehr als nur ein Anspruch gegen den Staat. Wenn unsere Geschichte ins Allgemein-Ethische gewendet eine friedliche Gesellschaft einfordert, wäre es überhaupt nicht schlimm, wenn religiöse Erfahrungsschätze in säkularisierter Weise in der Gegenwart fortleben. Die Würde des Menschen soll man nicht verletzen, ja sie ist, wie man heute sagt, unantastbar. David tastet Saul nicht an und wahrt damit seine Würde.

Wie ist es aber mit dem Verzicht auf das Gericht schlechthin? Die Feldpredigt Jesu im Lukasevangelium stellt die Forderung, nicht zu richten, unmittelbar neben die Mahnung „Verdammt nicht“. Deswegen glaube ich, dass sich das irdische Gericht auf ganz andere Dinge bezieht als das Richten bei David und Saul, bei Joseph und seinen Brüdern und in der Feldpredigt. Im menschlichen Gericht geht es um einzelne Handlungen des Menschen. Am anschaulichsten lässt sich dies an Beispielen aus dem Strafrecht zeigen. Egal, was ein Mensch getan hat, ob es um einen Verkehrsunfall geht, bei dem kleine Kinder überfahren wurden, ob es um einen Banküberfall geht, um Brandstiftung oder um Körperverletzung. Nie geht es rechtlich um den ganzen Menschen an sich, immer geht es nur um eine einzelne Handlung und ihre Bewertung. Wenn man hier von Schuld redet, bewertet man nicht, ob ein Lebenslauf gelungen ist oder nicht. Man bewertet lediglich eine innere Haltung in einem ganz bestimmten

Zeitpunkt bezogen auf eine ganz bestimmte Handlung. Das weltliche Gericht präsentiert dem Menschen nie die Gesamtrechnung. Lediglich totalitäre Systeme haben versucht, Kategorien wie Lebensführungsschuld auf das gesamte Dasein des Menschen an sich auszudehnen. So etwas lehnt der moderne Rechtsstaat ab, denn es steht der Staatsgewalt in keiner Weise zu, solche Gesamturteile über den Einzelnen zu fällen.

Das göttliche Gericht hat dagegen genau diese Aufgabe. Gott soll das letzte Wort haben, sagt David, und das genügt ihm. Wenn es ein göttliches Gericht gibt, dann ist nach neutestamentlicher Auffassung Christus der Weltenrichter. Mittelalterlich anschaulich sieht man dies in Münster in der Paradiesvorhalle im Dom. Aber auch hier in der Universitätskirche sieht man an der Kanzel eine moderne Darstellung von Christus als Weltenrichter. Er thront auf dem Regenbogen, auf der einen Seite die Lilien als Zeichen der Gnade, auf der anderen das Schwert als Symbol der Verdammnis. Diese Form von Gericht soll und kann der einzelne Mensch nicht ausüben, auch nicht der Staat. Die Künstlerin, meines Wissens eine Maria Pirwitz aus Hamburg, hat übrigens ganz unmitttelalterlich beide Hände im Segensgestus gestaltet. Man sieht zwar das Schwert, es bleibt aber unklar, ob tatsächlich jemand in die Hölle geschickt wird. Diese Unklarheit ist mir besonders sympathisch. Wir wissen nämlich nicht, wie Gott als Richter richten wird. Alle zu anschaulichen Voraussagen oder Darstellungen verkleinern die Allmacht Gottes. Friedrich Schiller meinte einmal, die Weltgeschichte selbst sei bereits das Weltgericht. Aber auch das können wir nicht wissen.

Die Botschaft, dass wir nicht richten sollen, kann man daher ganz gelassen auch formulieren im Sinne von: Man braucht nicht zu richten, ja man kann nicht einmal richten. Das ist die größtmögliche Entlastung für den einzelnen. Es ist nicht unsere Aufgabe, die vollständige Verwirklichung der vollständigen Gerechtigkeit anzustreben. Wir müssen unseren Mitmenschen keine Gesamtrechnung ihres Lebens präsentieren. Im übrigen können wir auch nicht wissen, wie unsere eigene Gesamtrechnung eines Tages aussehen wird. Im Evangelium, das wir gehört haben, fügt Jesus nach seiner Aufforderung, nicht zu richten, ein kleines Gleichnis an. Vielleicht sehen wir die Splitter im Auge des anderen besonders gut, wenn wir nicht daran denken, dass wir selbst einen Balken im Auge tragen. Solche Menschen nennt Jesus Heuchler.

Je länger ich über die Geschichte nachdenke, desto sympathischer ist mir das Gefühl, dass wir uns um diese großen Fragen nicht zu kümmern brauchen. Unser irdisches Recht und Gericht mischt sich in die Gesamtbewertung der menschlichen Person gar nicht ein. Der Historiker Thomas Nipperdey meinte einmal, in der menschlichen Geschichte gebe es gar nicht schwarz und weiß, sondern nur grau.

„Richtet nicht“ wird damit zu einem Aufruf zur Selbstbeschränkung. Anders als David können wir nicht auf einen unmittelbaren Ansehensgewinn vertrauen. Dafür sagt Jesus in seiner Predigt, wer über andere nicht richtet, wird auch von Gott nicht gerichtet. Falls es ein Weltgericht gibt, ist das Wort Jesu eine wirklich beruhigende Zusage. Wir brauchen keine Angst zu haben. Das ist eine wahrhaft frohe Botschaft, die aus dem Alten und dem Neuen Testament zu uns hinüberschallt. Im nächsten Lied, das wir gleich singen werden, lobt ein Johann Hermann 1630 Gott als „Brunnquell guter Gaben“. In der Tat: Auch ein 4. Sonntag nach Trinitatis hält solche guten Gaben bereit.

Und der Friede Gottes, welcher höher ist als alle Vernunft, bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen.